



## Regionalbischof Michael Grabow

### Predigt über 2. Mose 13,20–22 am 31. Dezember 2017

Liebe Gemeinde,

Ist wirklich schon wieder ein Jahr vergangen? So ging es mir heute morgen, als ich das letzte Kalenderblatt abriss. Schon wieder ein Jahr herum? Ist das auch Ihr Gefühl: das Erstaunen darüber, wie schnell die Zeit wieder verflogen ist?



Erinnern Sie sich noch an Ihre guten Vorsätze, die Sie sich vor zwölf Monaten vorgenommen haben? Was davon haben Sie tatsächlich durchgehalten? Und was ist längst vergessen im alltäglichen Trubel? Haben Sie Ihr Jahres-Horoskop 2017 aus der Vorjahreszeitung aufgehoben, um jetzt nach zwölf Monaten zu vergleichen, ob es gestimmt hat oder nicht? Man glaubt ja nicht wirklich daran – aber interessant ist so ein Blick allemal.

Und erinnern Sie sich noch an die Jahreslosung 2017, die uns ein Jahr lang begleiten sollte? Sie stammt aus dem Buch Ezechiel: „*Ich schenke euch ein neues Herz und lege einen neuen Geist in euch.*“ Das ist eine schöne Verheißung, wenn das Jahr noch vor einem liegt. Wenn ich es aber jetzt im Rückblick höre, im Blick auf 2017, macht es mich im ersten Moment eher depressiv.

Viel hat sich ja nicht verbessert in der globalen Welt, die alten Baustellen sind nicht geschlossen, neue sind hinzugekommen. Und wenn ich mich nicht sehr irre, bleibt das auch so. Auch 2018. Und 19, und 20, und so weiter. Trotzdem finde ich überhaupt nicht, dass dieser Bibelvers eine schlechte Wahl für 2017 war. Zwischen den ganzen Trümmern darf das Gute nicht untergehen. Das, was in mir für ein neues Herz sorgt und für einen neuen Geist. Und es dauert einfach seine Zeit, bis das neue Herz und der neue Geist *Wirkung* zeigen. Christentum, so scheint es mir hier mal wieder, ist etwas für Geduldige.

„Zwischen den Jahren“ habe viele Menschen das Bedürfnis, zurückzuschauen. Auf das, was in der Welt los war, in meiner eigenen, kleinen Welt und in der großen Welt. Was *in* ihr los war und was *mit* ihr los war. In der Politik: Die NPD wurde wieder nicht verboten, und die rechten Populisten sind europaweit im Aufwind, Donald Trump US-Präsident, G20-Gipfel in Hamburg, die Suche nach einer neuen Regierung. In der Kultur: Die Eröffnung der

Elbphilharmonie. Und ich denke an die Toten. Tot durch den Terror: Bei Konzerten in Manchester und Las Vegas, in Kabul und Moskau, und mehrfach in London. Tot durch Katastrophen: Hurrikan Irma und Sturmtief Xavier; der Hochhausbrand in London, schlimme Überschwemmungen an vielen Orten. Tot am Ende des Lebens: Roman Herzog, Helmut Kohl und Heiner Geissler, Gunter Gabriel und Joy Fleming, Al Jarreau und Jerry Lewis, Roger Moore und Karin Dor. Und das sind ja nur einzelne Beispiele von vielen Schrecknissen. Ich muss das nicht alles aufzählen, Jahresrückblicke gab es im Fernsehen und in den Zeitungen genug.

Gehört das hier hin? In einen Gottesdienst, in eine Predigt? Das kommt ganz stark darauf an, was Sie unter „Glauben“ verstehen, was „Glaube“ für Sie ist. Ob der Glaube neben anderem her läuft, oder ob er das ganze Leben umfasst.

Meine Frau und ich bekamen in den letzten Tagen viele Briefe mit einer Jahresbilanz von Freunden und Bekannten. Diese Bilanzbriefe, mit denen man andere am eigenen Leben und am Leben der Großfamilie teilhaben lässt, werden von immer mehr Menschen verfasst. Oft lasen wir von sehr „gemischten“ Gefühlen auch beim privaten Blick zurück: Schicksalsschläge, Krankheit und Verlust geliebter Menschen wurden beschrieben, so dass man an Freud und Leid in der Familie teilhaben konnte. Es mag sein, dass wir langsam in das Alter kommen, wo nicht nur wir selbst zunehmend mit Krankheit, Sterben und Tod konfrontiert sind, sondern unsere Freunde ebenfalls. Früher wurden wir dauernd auf Hochzeiten eingeladen, dann zu Kindstauften, später zur Silberhochzeit. Und jetzt werden wir immer häufiger ans Krankenbett und zu Beerdigungen gebeten. So verändern sich Freud und Leid – und wir uns mit ihnen. Und ich meine das gar nicht zynisch, sondern beschreibe sehr sorgsam die Veränderungen, die uns mit zunehmendem Lebensalter ereilen und unsere Wahrnehmung verändern.

*„Wir sehen die Welt nicht, wie sie ist. Wir sehen sie so, wie wir sind.“* Das sagte eine kluge Frau einmal in ihren Tagebüchern (Anaïs Nin). Und sie hat Recht. Wir hören und sehen die Dinge der Welt und versuchen, sie in unser Weltbild einzuordnen. Darum hören und sehen wir häufig, was wir hören und sehen wollen. *„Wir sehen die Welt nicht, wie sie ist. Wir sehen sie, wie wir sind“.* Das gilt im kleinen und privaten genauso wie im großen und öffentlichen Weltgeschehen. Und es gilt heute genauso wie in den unzähligen Jahren der Menschheitsgeschichte vor uns.

Es gilt auch für die Geschichte des Volkes Israel auf der Flucht aus Ägypten. In unserem heutigen Predigttext sind wir am Silvesterabend gemeinsam mit dem Volk Israel an der Grenze zwischen Gestern und Heute: wir an der Grenze zwischen zwei Jahren, die Israeliten an der Grenze zwischen Ägypten hinter ihnen und der Wüste vor ihnen.

Hören Sie selbst: *„Als nun der Pharao das Volk ziehen lassen, führte sie Gott nicht den Weg durch das Land der Philister, der am nächsten war; denn Gott dachte, es könnte das Volk gereuen, wenn sie Kämpfe vor sich sähen, und sie könnten wieder nach Ägypten umkehren. Darum ließ er das Volk einen Umweg machen und führte es durch die Wüste zum Schilfmeer. Und Israel zog wohlgeordnet aus Ägyptenland. So zogen sie aus von Sukkot und lagerten sich in Etam am Rande der Wüste. Und der HERR zog vor ihnen her, am Tage in einer Wolkensäule, um sie den rechten Weg zu führen, und bei Nacht in einer Feuersäule, um ihnen zu leuchten, damit sie Tag und Nacht wandern konnten. Niemals wich die Wolkensäule von dem Volk bei Tage noch die Feuersäule bei Nacht.“*

Soweit der Bericht aus dem 2. Buch Mose, liebe Gemeinde. Wir treffen die Israeliten bei einem spannenden Übergang. Es ist ein Moment zwischen zwei bewegenden Ereignissen, der sich da für die befreiten Israeliten auftut. Ein ganzes Volk ist aufgebrochen. Nach Jahrhunderten der Sklaverei sind sie endlich freigekommen. Ägypten, das Sklavenhaus, liegt hinter ihnen. Noch wissen sie, noch spüren sie genau, was das heißt, und sind voller Euphorie, dem allem entkommen zu sein.

Vor ihnen liegt das Schilfmeer. Nur durch ein Wunder werden sie durchziehen können und ihren Verfolgern entkommen. Davon ahnen sie freilich noch nichts. In dem Augenblick, auf den unser Predigttext sein Schlaglicht wirft, sind sie angekommen und lagern sich. Noch sehnen sie sich nicht zurück nach den Fleischtöpfen Ägyptens. Noch ist ihnen der Geschmack der Freiheit Speise und Wegzehrung genug. Aber schon bald mischen sich die zweifelnden Stimmen ein: Was soll aus uns werden? Und bald schon mischt sich eine Portion Nostalgie unter das Erzählen: Ach, diese Fleischtöpfe in Ägypten ... auch wenn wir Sklaven waren – in Ägypten hat es besser gerochen und geschmeckt als hier! Und der Blick der Israeliten an der Grenze zwischen gestern und morgen geht plötzlich zurück in die eigene Vergangenheit.

Vielleicht sollten auch wir an dieser Stelle einmal innehalten in der Predigt. Ich werde jetzt für ein, zwei Minuten still sein, damit Sie Zeit für die eigenen Gedanken haben, wenn Sie das möchten. Ich gebe Ihnen einige Fragen mit in diese Stille:

Wie empfinden Sie das hinter Ihnen liegende Jahr? Ist es eine Befreiung, dass es endlich zu Ende geht mit seinen Tiefschlägen und Enttäuschungen?

Schauen Sie eher sehnsüchtig zurück, weil es sooo schön war, wie es 2018 gar nicht besser werden kann?

Oder möchten Sie lieber gar nicht hinschauen, lieber abhaken und wegschieben, was war?

(Stille)

Und jetzt, liebe Gemeinde? Wäre es nicht schön, Frieden zu schließen mit dem vergangenen Jahr? Nur: Wie geht das – Frieden schließen mit der eigenen Vergangenheit?

Die Erzählung aus dem Volk Israel lenkt unseren Blick auf die wichtigste Perspektive unseres Lebens. Denn sie erzählt davon, dass Gott nicht fern oder abwesend ist. Gott ist da, so erzählt die Geschichte. Gott ist gegenwärtig. Dafür stehen Feuerschein und Wolke: Schon Mose erfuhr Gott im brennenden Dornbusch (Ex. 3,2). Später wird Gott am Sinai im Feuer erscheinen (Ex 19,18). Und auch die Wolke ist hier ein Zeichen der Gegenwart Gottes (Ex 16,10). Feuerschein und Wolke sind sichtbare Zeichen, dass die Israeliten auf ihrem Weg durch die Wüste nicht allein sind.

Feuerschein und Wolke sind sichtbare Zeichen, dass die Menschen auf ihrem Weg durch das Leben von Gott begleitet werden – mehr noch, von Gott selbst Wegweisung bekommen und Licht für ihren Weg in die Zukunft.

Die Israeliten in unserer Predigtgeschichte schauen wieder nach vorn. Sie haben verstanden, dass der Blick zurück ihnen nicht hilft. Sie nehmen die Zukunft in den Blick. Dort liegen die Aufgaben. Vor ihnen liegen die Herausforderungen, die es zu gestalten gilt, und das Land der Verheißung.

Auf die Vergangenheit zu starren wäre lähmend und letztlich tödlich. War nicht Lots Frau zur Salzsäule erstarrt, als sie sich im falschen Moment umgedreht und zurückgeblickt hat? „Ich vergesse, was dahinten liegt, und strecke mich aus nach dem, was da vorne ist, und jage nach dem vorgestreckten Ziel“, wird Paulus später an die Philipper schreiben. Wer rückwärtsgewandt stehenbleibt, der bleibt im Gestrigen gefangen und wird selbst ein Gestriger. Was gibt es im Rückblick mehr zu finden als Wehmut? Die Vergangenheit ändern wir nicht mehr, nur die Zukunft lässt sich gestalten.

So werden sie da gesessen haben im Lager von Etam, brennend auf das, was vor ihnen lag, und vergessend, was hinter ihnen war. Die Grenze ist kein Ort, um sich zwischen vor und zurück zu entscheiden. An der Grenze zwischen altem und neuem Jahr können wir uns auch gar nicht entscheiden.

Das alte Jahr wird bald unwiderruflich vergangen sein, und wir werden weitergehen *müssen* oder weitergehen *dürfen* in das neue und unbekannte Land, das Zukunft heißt. Und die Geschichte von Feuerschein und Wolke sagt uns, dass Gott selbst mit uns mitzieht in diese Zukunft. Er führt uns nicht platt in eine vage Hoffnung, dass alles irgendwie besser wird. Es werden Krisen kommen – wie in der Wüste, so auch bei uns im neuen Jahr. Aber auch hier gilt das Zeichen von Feuerschein und Wolke. Auch hier gilt Gottes Versprechen, dass er mit uns gehen wird – und zwar in jedem einzelnen Moment.

Wie heißt es im Text? „Damit sie Tag und Nacht wandern konnten“ – Wenn man das wörtlich nähme, wäre das eine Überforderung für das Volk gewesen; denn wer kann schon längere Zeit Tag und Nacht ohne Pause weiterziehen. Als Gleichnis gelesen sagt es uns: Es gibt keinen gottlosen Moment und keinen gottlosen Ort im neuen Jahr. Gott ist da! Er ist bei uns – ohne wenn und aber. Wir können uns auf sein Mit-uns-sein verlassen. Diese Sicht auf unsere Wirklichkeit bestimmt den Rest. Wir sehen die Welt nicht, wie sie ist – das können wir gar nicht. Wir sehen die Welt, wie wir sind. Und wie sind wir? Als erleichterte, sehnsüchtige, verzagte, mutige und ängstliche Menschen sind wir unterwegs in der Begleitung Gottes – mit Feuerschein und Wolke.

Auch im kommenden Jahr wird die Welt nicht heil und friedvoll und gesund werden. Sie bleibt zerrissen zwischen Flucht und Zuflucht, zwischen Gefährdung und Bewahrung. Erich Kästner hat einmal gesagt: „Wird's besser? Wird's schlimmer? Fragt man alljährlich. Seien wir ehrlich: Leben ist immer lebensgefährlich.“

Gott hat uns durch Christus Wegzeichen für diese Welt gegeben: seine Lebens- und Leidensgeschichte, seine Botschaft, seine Gegenwart in Wort, Brot und Wein. Es wird gut sein, wenn wir diese Wegzeichen immer wieder neu in den Blick nehmen, damit wir sie nicht aus den Augen verlieren. Es wird gut sein, wenn wir uns immer wieder neu ausrichten auf Feuerschein und Wolke, auf Gottes manchmal so leicht zu übersehende Hinweise, wo unser Leben und unsere Welt hingehen sollen.

Denn Es ist so leicht, diese Orientierung zu verlieren. Es ist so leicht, anderen, auffälligeren Markierungen zu folgen und lauterem, schreierischeren (Ver-)führern hinterherzurennen. Viele bieten scheinbar leichtere Wege an und

versprechen, dass ihre einfachen Wahrheiten die Rettung vor allen Problemen bringen. Die Israeliten haben auf ihrem Weg durch die Gefahren der Wüste immer wieder erfahren müssen, dass sie allzusehr den falschen Menschen hinterhergelaufen sind. Sie haben sich immer wieder verführen lassen, sie wollten sichtbarere Zeichen als eine Wolkensäule, sichtbare Gotteszeichen wie das goldene Kalb. Und sie mussten feststellen, dass sie in die Irre liefen oder in die Irre geführt wurden, in eine gefährliche, todesgefährliche Irre.

Auch wir heutigen sehnen uns oft nach sichtbareren Wegweisern für unser Leben. Wir sehnen uns nach den einfachen Lösungen für unsere eigenen Probleme und für die Probleme unserer Welt. Doch wer denen folgt, die diese scheinbar einfachen Wahrheiten anbieten, der wird bald bemerken, dass er auf einem gefährlichen Weg unterwegs ist. Denn diese scheinbar einfachen Lösungen arbeiten mit Ausgrenzung, mit Feindbildern, mit Verlockung zu autoritären Systemen.

Wer ist schuld? Die Überfremdung. Wer ist schuld? Der Islam. Wer ist schuld? Die laschen Gesetze. Doch so einfach geht Welt nicht. Und so einfach lassen sich Konflikte und Krisen nicht lösen. Wer die Schuld auf „die anderen“ schiebt, hat meist selbst etwas zu verbergen. Und wer die Welt nur schwarz weiß malt, der hat ihren Reichtum, ihre Farbigekeit nicht verstanden oder will das zerstören, was sie erst so reich macht: ihre bunte wunderschöne Vielfältigkeit.

Als Christen wissen wir, dass das Leben nicht einfach ist, und dass es keine einfachen Wege gibt. Das hat Jesus schon gesagt, als er vor den bequemen und breiten Wegen warnte und uns die schmalen, bare zielführenderen Wege des Glaubens ans Herz legte. Lassen wir uns also nicht verführen von denen, die uns da verlocken wollen, ihren populistischen Sprüchen zu glauben und uns verführen wollen, ihnen zu folgen. Folgen wir lieber Gottes Wegweisern hin zu einem Leben in Liebe zum Nächsten und in Hinwendung zu den Schwachen, die uns nötig haben – egal, ob in Augsburg oder in Timbuktu oder in Aleppo. Folgen wir Gottes guter Führung, die uns nie vergewaltigt oder verführt, sondern uns immer die Luft für die eigene Entscheidung lässt. Folgen wir Gottes Weisung hinein in das neue Jahr 2018.

Von einer gläubigen und pfiffigen alten Frau wurde erzählt, sie habe immer einen kleinen Dessertlöffel bei sich getragen und auch verfügt, damit begraben zu werden. „Bei Gott ist es wie bei einem richtig guten Festessen“, pflegte sie zu sagen, „das Beste kommt immer noch!“ „Das Beste kommt immer noch“, liebe Gemeinde, kann man mit mehr Hoffnung, kann man mit mehr Zuversicht, kann man mit mehr fröhlicher Gewissheit in die Zukunft gehen als mit dieser Aussicht auf Gottes Dessert? Die meisten Briefe, von denen ich anfangs erzählte, endeten mit dem Wort und dem Wunsch „Hoffnung“. Einer sogar mit dem Wunsch, das kommende Jahr möge ein triple-A- Jahr werden, also ein Jahr mit dem allerhöchsten Rating.

Mit der Aussicht auf Gottes Begleitung und Mitgehen wird es das sicher auch – „denn das Beste kommt immer noch“.

Amen.